

Jonatan Kurzwelly

People and Identities in Nueva Germania. Göttingen: Göttingen University Press 2024, 221 S. (Göttingen Studies in Cultural Anthropology/European Ethnology, 18). ISBN 978-3-86395-636-3.

Das Kategorisieren von Menschen und Gruppen anhand von Identitäten ist im gesellschaftlichen Umgang allgegenwärtig: so etwa zur Orientierung in der zwischenmenschlichen Praxis, politischen Ordnungssystemen und in judikativen Kontexten. Gefährlich wird dies, wenn reduzierende Aussagen und Zuschreibungen als starre Definitionen gedacht, festgeschrieben und fortgesetzt werden. Solche essentialisierenden Annahmen bergen das Potenzial für Diskriminierung und Marginalisierung sowie für Ausgrenzung und Gewalt. In identitätspolitischen Diskursen sind sie allgegenwärtig und auch in alltäglichen Aushandlungsprozessen herrscht häufig ein unreflektiertes Verständnis von Identität vor. In den Kultur- und Sozialwissenschaften versteht man Identitäten hingegen als imaginierte, fluide, situierte und intersek-

tionale Selbst- und Fremdzuschreibungen. Sind deren Forschungen und Ergebnisse also frei von essentialisierenden Annahmen und Zuschreibungen? Nein, beklagt Jonathan Kurzweily in seiner vorliegenden Studie: „Much socio-scientific thinking has not taken the *contextual and contradictory character of identities* seriously enough, often falling into essentialist or otherwise determinist notions of identities“ (S. 18; Hervorh. i. Orig.). Um dieser Falle zu entgehen, setzt die Studie in Nueva Germania, Paraguay, auf ein multimodales, kollaboratives Design, das die Autorität des Ethnografen bewusst bricht und sie mit den Forschungspartner*innen teilt.

Mit der Gründung Nueva Germanias 1886 verfolgten die völkischen Antisemit*innen Bernhard Förster und Elisabeth Förster-Nietzsche das Projekt einer deutschen Kolonie jenseits von jüdischen Einflüssen. Hier sollte sich gemäß eugenischer Logik das ‚Deutschtum‘ frei entwickeln und in einer Weise erstarken können, die im Deutschen Kaiserreich nicht mehr erreichbar gewesen sei. Das Projekt scheiterte bereits nach wenigen Jahren aufgrund diverser Herausforderungen und nicht zuletzt am Ausbleiben der erwarteten einströmenden Gleichgesinnten. Förster starb 1889, Förster-Nietzsche verließ die Siedlung 1893 endgültig, doch einige der deutschen Familien blieben dort und ermöglichten sich ein ärmliches und eher isoliertes, aber durch die Kultivierung von Yerba Mate wirtschaftlich zunehmend stabiles Leben. Der Ausbau der Infrastrukturen seit den 1980er Jahren führte zu Wachstum und erweiterten Bildungsmöglichkeiten sowie beruflichen Perspektiven.

Mit diesem historischen Hintergrund erweist sich die Wahl des Forschungsortes (2014/15) für eine Studie über Identitätskonstruktion als sinnvoll: Die Gründung der Siedlung beruht auf dem rassistisch fundierten Dualismus von ‚Deutschtum‘ und Judentum, der hier jedoch seit den 1890ern keine Rolle mehr spielt. Die Berichte der zwölf Forschungspartner*innen zeigen, dass sich die Bevölkerung auch heute zwischen ‚deutsch‘ und ‚paraguayisch‘ unterscheidet, doch werden diese Identitäten situativ genutzt und häufig von einer dritten, „Germaninos“, die alle Bewohner*innen Nueva Germanias beschreibt, überlagert (vgl. S. 42–47). Kurzweily spricht hier von „contextual epistemic permissibility“ (S. 47; etwa „kontextueller epistemischer Zulässigkeit“; FR): „[In] other words – people operate on different epistemic frameworks contextually and will rarely seek a universal coherence, a general applicability of the frameworks in practice, even if they claim such frameworks to be universal and essentialist“ (ebd.).

Das Herzstück der Studie liegt im ethnografischen Material, das die zwölf Forschungspartner*innen wortwörtlich selbst sprechen lässt. In einzelnen Kapiteln stellen sie den Alltag in Nueva Germania vor und gehen dabei genauer und jede*r auf ihre*seine Art auf die Frage nach Identität ein. In ihrer Zusammenschau ergeben diese ein heterogenes Bild, das trotz einzelner essentialistischer, pejorativer oder voreingenommener Zuschreibungen nicht auf diese reduzierbar ist. Neben der textlichen Verarbeitung erfolgt die Darstellung durch eine große Anzahl von Fotografien.

Hierbei kontrastieren historische Fotografien aus der Gründungsphase mit zeitgenössischen Aufnahmen, die teils vom Autor, meist aber von den Forschungspartner*innen aufgenommen wurden oder deren privaten Archiven entspringen. Hierin zeigt sich die konsequent geteilte Autorität über die Darstellung als produktiv: Der Autor ist nicht allein für die Kuration von Text und Bild verantwortlich, was einer einseitigen Darstellung vorbeugt.

Wie handlungs- und wirkmächtig diese Form der Selbst-Repräsentation ist, verdeutlicht das Beispiel eines jungen Mannes, der nach einem Arbeitsunfall im Rollstuhl sitzt. In den für die Studie ausgewählten Fotografien vermeidet er die Abbildung des Rollstuhls bewusst. Das ist mehr als bloße Bildkomposition, nämlich aktiver Widerstand gegen die Reduktion auf eine zugeschriebene Identität als ‚Invalider‘. Indem die Kamera nicht das ‚Defizit‘ fixiert, sondern das Bild, das der Betroffene von sich selbst entwirft, wird die Fotografie zum Werkzeug einer de-essentialisierenden Wissensproduktion.

Kurzwelly gelingt es gut, das Material mit dem wissenschaftlichen Metatext einzurahmen. Jedoch sind die Lesenden bis zum auflösenden Kapitel mitunter auf eigene Interpretationen angewiesen: eine weitere Teilung der Deutungsmacht. Zugleich lässt der Autor die eigene Rolle im kollaborativen Forschungsprozess bis auf wenige Details eher intransparent. Mehr Informationen zum methodischen Vorgehen, zur konkreten Einbindung der Forschungspartner*innen in den gesamten Prozess der Arbeit wären wünschenswert.

Kurzwellys Buch ist ein Plädoyer an die Kultur- und Sozialwissenschaften, ihrer theoretischen Konzeption von Identität konsequenter in der Praxis zu folgen. Seine Studie zeigt in ihren Ergebnissen nicht nur eindrücklich die fluide und intersektionale Pluralität von Identitätskonstruktionen auf, sondern sie macht in ihrer konsequenten methodischen Demut auch einen Vorschlag, wie eine dekolonisierte und nicht-essentialisierende Forschung gelingen kann.

Felix Ruppert, Marburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2026/01.29>